

**Zeitschrift:** Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

**Band:** 10 (1953)

**Heft:** 1-2

**Artikel:** Luise Duttenhofer in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Urteilen

**Autor:** Koschlig, Manfred

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-387717>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Abb. 1. Arabeske

*Manfred Koschlig / Luise Duttenhofer in Selbstzeugnissen  
und zeitgenössischen Urteilen*

Als der Herausgeber dieser Zeitschrift im Sommer 1952 das Schiller-Nationalmuseum in Marbach/N. besuchte, konnte ich ihm eine besondere Kostbarkeit unserer Silhouettensammlung zugänglich machen: die überwältigende Fülle von Schattenrissen der württembergischen Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer, die nicht nur das Thema «Dichter im Alltag», sondern die Erlebnisse und Phantasiebilder einer mit klassischem Formensinn begabten Frauenseele in ihren schwarzen Kompositionen gestaltet hat. Die freundliche Anregung, die Leser der *Stultifera Navis* mit dieser eigenartigen Frau und einigen ihrer Schatten näher bekannt zu machen, wurde mir zum Anlaß, nach handschriftlichen und gedruckten zeitgenössischen Zeugnissen über sie und ihre Kunst zu suchen. Das Ergebnis dieser Nachforschungen wird manchem Kenner und Sammler von Scherenschnitten um so willkommener sein, als die Veröffentlichungen von Pazaurek und Güntter<sup>1</sup> hinsichtlich des Lebensbildes der Luise Duttenhofer sich im wesentlichen auf den im «Morgenblatt für gebildete Stände» vom 29. Juni 1829 ohne Angabe des Verfassers erschienenen Nachruf stützten. Da der Nachruf bisher keinen Neudruck erfahren hat, über das Biographische hinaus aber eine treffliche Würdigung der Künstlerin enthält, möge er die Reihe der Zeugnisse eröffnen.

«An Frau Louise Duttenhofer.

Nach Ansicht ihrer sinnvollen Schnittwerke bey Herrn Professor Braun in Mainz.

Viele schöngelockte Frauen  
Schneiden mit des Witzes Scheere,  
Wo sie kleine Fleckchen schauen,  
Tüchtig an der Schwestern Ehre;  
Doch dein Scheerchen, rein und niedlich,  
Und geführt von Künstlerhand,  
Hat uns Heiliges und Schönes  
Sinnvoll an den Rhein gesandt.  
Und wir schauen wonnetrunken,  
Küssen bittend Dir die Hände,  
Daß in Andachtgluth versunken,  
Mehr Dein Sinn des Schönen spende;  
Daß der Geist der frommen Einfalt,  
Der Dein reiches Herz bewegt,  
Uns noch viele Himmelsblüthen  
Für die Künstler-Andacht trägt.

J. Heinrich Kaufmann.

Kreuznach, 2ten Dec. 1828.

Die kunstbegabte Frau, der die obigen Linien gewidmet sind, ist unerwartet früh aus diesem Leben geschieden. Ihren zahlreichen Freunden

<sup>1</sup> Schwarzkunst in Schwaben. Eine Silhouettenstudie von Gustav E. Pazaurek. In: Westermanns Monatshefte, Januar 1909, S. 546–568 (mit zahlreichen Abbildungen). Vom selben Verfasser: Louise Duttenhofer: Eine Silhouettenstudie mit 14 Abbildungen im Kalendarium und 8 im Text. In: Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst, 1922, S. 54–61. Diesen beiden Aufsätzen ließ Pazaurek 1924 (bei H. Pfisterer in Stuttgart) eine mit 26 Tafeln ausgestattete Monographie folgen: Die Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer. – Die von Otto Güntter herausgegebene Mappe «Aus klassischer Zeit. Scherenschnitte von Luise Duttenhofer» ist 1937 als Bd. 16 der «Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins» erschienen. – Martin Knapp gibt in seinen «Deutschen Schatten- und Scherenbildern aus drei Jahrhunderten» nur eine kurze Erläuterung zu den wenigen Abbildungen von solchen der Duttenhofer.

und Freundinnen in Deutschland, wie überhaupt allen Verehrern des Schönen und der Kunst im weitesten Sinne, wird durch die nachstehenden, aus der besten Quelle fließenden Notizen über Leben und Talent der Verewigten, gewiß ein Dienst geleistet.

*Christiane Louise Duttenhofer* ward am 5ten April 1776 zu Waiblingen geboren, wo ihr Vater, *G. B. Hummel*, Diakon war; ihre Mutter war eine Tochter des Prälaten Spittler, Schwester des berühmten Spittler. Schon im dritten Jahre finden wir das Kind am Grabe des Vaters, in welchem es weniger den leiblichen Versorger, als vielmehr den Lenker seiner geistigen Entwicklung schwer missen sollte. Das früh sich entwickelnde Kind, voll Gemüth und Leben, sah sich bey seiner, obwohl leiblich und sittlich redlich besorgten Erziehung im Familienkreise von allen Seiten gehemmt und genötigt, Alles von außen ohne Wegweiser mühsam zu suchen. Die Erziehung der Töchter aus dem Honoratiorenstande um 1780–1790 war noch sehr dürftig, und sie konnte im Scherz oft erwähnen, daß ihr Unterricht in menschlichen Kenntnissen nur monatlich dreyßig Kreuzer gekostet habe. Gottfrieds Chronik und eine Augsburger Bilderbibel waren schon Luxusartikel, die nicht in allen Häusern angetroffen wurden. Desto schneller entwickelten sich ihre Anlagen, als in Folge der Revolution die französische Sprache eifrig gelernt und getrieben wurde, auch ein mütterlicher Oheim durch seine Fürsprache bewirkte, daß ein Zeichnungsunterricht gegeben werden durfte; denn schon früher hatte das Kind alle Bücher und Schriften mit Porträts und Karikaturen gefüllt, auch *kleine Ausschnitte mit der Scheere* versucht, welche meist Sonntag Abends nach der Predigt verfertigt wurden, und wozu bey dem damaligen, für die Jugend sehr lästigen fünf bis sechsmaligen wöchentlichen Besuch meist unverständlicher Predigten, die gothischen Ornamente der Kirche den Stoff geliehen hatten. Ihr Zeichnungslehrer, Anfangs zufrieden, wurde, da er sich bald übertroffen fand und bey den ihm gestellten Aufgaben nicht zu raten wußte, mißvergnügt. Wenn nun bey einem aufkeimenden Talente die Zeit seiner Entwicklung herannaht, diese aber unübersteigliche Hindernisse findet, und wenn jener Drang nicht durch Eitelkeit oder Ruhmsucht hervorgerufen, sondern ein reiner Naturtrieb ist: so wird eine solche Periode jammervoll peinigend für das Individuum, und hinterläßt in der Seele nie vertilgbare Spuren. Dieß war nach ihrem achtzehnten

Jahre der Fall, als alle Versuche, Mutter und Familie zu bewegen, ihr eine künstlerische Laufbahn zu gewähren, völlig scheiterten, und der Gedanke, als unausführbar, ja in Württemberg unerhört, verworfen wurde. Von der Zeit an ruhten alle, auch die fröhlichsten Lebensbilder bey ihr gleichsam auf einem schwarzen Hintergrunde.

Das Zeichnen wurde nun größtentheils verlassen, dagegen neben den häuslichen Frauenarbeiten mehr literarische Beschäftigungen gewählt. In der Geschichte, Archäologie, Mythologie und den schönen Wissenschaften benützte sie immer die besten und gründlichsten Schriften; die seichten Modewerke damaliger und späterer Literatur waren ihr immer sehr zuwider und selten mehr als dem Namen nach bekannt.

Jetzt wurde auch von ihr das Ausschneiden aus schwarzem Papier mit der Scheere, welches fünfzig Jahre früher der Genfer *Huber* zuerst, jedoch nur in beschränkterem Kunstgebiete, geübt hatte, eifriger betrieben, wiewohl auch diese Übungen gegen die Werke ihrer letzten Periode nur roh zu nennen seyn dürften. Diese Kunst der *Schattenschnitte*, welche von der Zeichenkunst in sofern abweicht, als sie nur die Außenlinien aller Gegenstände gibt, wurde in der Folge von ihr aus der kindischen Künstlichkeit und Geschmacklosigkeit früherer Zeiten, durch schönere Zeichnung, größere und mannigfaltigere Ideenverbindung und trefflich vollendetes Schnitzwerk, zu einem neuen Fache der bildenden Kunst erhoben, in welchem



Abb. 2. *Luise Duttenhofer*



Abb. 3. Pfarrer Kugel in Neuhausen auf den Fildern  
(stark verkleinert)

sie, wiewohl es arm an innern Mitteln ist, durch innere Gediegenheit und Eigenthümlichkeit so viel leistete, daß diese Leistungen so gut wie des Berner *Minds* Katzenzeichnungen, der *Cariera Rosalba* Pastellgemälde, *Petitots* und der *Jaquotot* Emailmalereyen, und ähnliche beschränkte Kunstzweige, als, wenn auch in engem Kreise sich bewegende, doch höchst eigenthümliche und vor treffliche Erscheinungen einer bleibenden Anerkennung künftig nicht entbehren werden.

Im Jahr 1804 verheirathete sie sich mit einem nahen Anverwandten, dem jetzt längst zu verdientem Ruhm gelangten Kupferstecher *Dottenham*, mit dem sie sogleich nach Rom ging, um sich dort unter seiner Leitung noch mehr auszubilden. Unglückliche Familienereignisse, der französische Krieg des Jahres 1806, und andere Umstände, veranlaßten die beyden Eheleute, schon nach einem Aufenthalt von achtzehn Monaten das Land der Künste wieder zu verlassen und nach Stuttgart zurückzukehren.

Hier lebte sie als liebende und geliebte Gattin und Mutter ihren häuslichen Pflichten so treu und eifrig wieder Kunst, genoß in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Freunde zugleich, was Leben und Literatur Schönes bot, und erfreute mit den phantasiereichen Gebilden ihrer Kunst, recht erfinderisch freygebig, was sie achtete oder liebte. Wo sie nahe, ja selbst oft entfernt stehende Personen im bürgerlichen oder häuslichen Berufe hochschätzten gelernt, wo sie ein Kunsttalent oder einen Dichtergeist lieb gewonnen, wo eine blü-

hende, hoffnungsvolle Jugend ihr Auge auf sich gezogen, da spendete sie unerschöplich ihre sinn- und beziehungsreichen Gaben, und viele Freunde in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes werden bey Lesung dieser Zeilen irgend ein schönes Andenken von ihrer kunsttreichen Hand mit Rührung hervorholen.

Ihre Kompositionen bewegten sich am glücklichsten in jenem Gebiete, welches das Alterthum sehr wohl kannte und übte, die neuere Kunstepoche aber wenig benutzt hat: in der poetischen Auffassung der bedeutenderen Lebensmomente und Ereignisse, die durch Beziehung mythologischer oder christlicher Kunstformen Leben und Wesenheit erhielten. Kindesalter, Jugend, männliches und Greisenalter, Geburt, Taufe, Trauung, Tod, Tugenden, Laster, einzelne Lebensbegebenheiten – das alles wurde von ihrer Kunst behandelt, aber nicht in der symbolisch-allegorischen Form der Neueren, sondern mehr in der bildlich plastischen Weise des Alterthums ausgeführt. In den Beywerken und Ornamenten befolgte sie den Grundsatz, daß geschmackvolle Anwendung der Natur als lebendes Princip gelten müsse, und daß die ewige Wiederholung des antiken Akanthus, Mäander und egyptischen Rosetten, wie sie in neuerer Zeit sehr oft von den berühmtesten französischen Baumeistern und ihren Nachahmern getrieben wird, nur starres, todtes Machwerk sey, eine geistlose Nachbeterey des Antiken ohne innern Sinn und Bedeutung; und daß die reiche Pflanzenwelt unserer Zeit, künstlerisch verständig angewendet, auch im Ornamentenfache ganz andere Resultate liefern würde. In den zwanzig letz-



Haug.  
Abb. 4. Friedrich Haug (stark verkleinert)

Angelika Kauffmann.



Abb. 5. Angelika Kauffmann in ihrem Atelier in Rom (verkleinert)



Abb. 6. Die Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin und (stehend) Johann Gotthard Müller (verkleinert)

ten Jahren ihres Lebens übte sie auch neben der Figurenzeichnung besonders die Blumenzeichnung, welche sie zum Behuf ihrer Schnittwerke betrieb. In den Beywerken und Verzierungen ihrer Ausschnitte bemerkt man dieses Naturstudium auffallend; ihre Ornamente und Blumen sind alle ebenso natürlich als eignethümlich und schön.

Eine Reise mit den Ihrigen nach *München*, erst vor etwa sechs Monaten unternommen, brachte die künstlerische Ausbildung ihrer Arbeiten auf einen so hohen Grad, daß man mit Recht noch viel Ausgezeichnetes von ihr erwarten konnte. Aber die Künstlerin kehrte erkrankt in die Heimat zurück, und der Tod rief sie am 16ten Mai aus dem Kreise ihrer Geliebten und Freunde, und von der künstlerischen Thätigkeit ab, der sie erst bey wachsender Krankheit entsagte. Wenn sie von einem viel höhern Ideal, als Mittel und Umstände ihr in der Kunst zu leisten erlaubten, träumte, so pflegte sie zu sagen, „das Alles sey ihr für ein höhres Leben aufgehoben“, und oft sprach sie in Beziehung auf sich selbst, und nie ohne sichtbare Rührung Schillers Worte aus:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,  
So lang sie noch die Knospe barg;  
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,  
Dieß wenige, wie klein wie karg!“

Wir aber rufen ihr aus der Seele und dem Munde desselben Dichters unsren Dank und unsere Bewunderung nach, indem wir erkennen, daß sie durch ihre Leistungen gezeigt hat, „wie auch dasscheinbar Kleine und Unbedeutende durch die Ausführung groß und bedeutend werden könne.“



Abb. 8. Eines der zahlreichen Porträts strickender Damen

Beweist schon der Ernst und die Achtung, womit hier der Künstlerin gedacht wird, daß ihre Arbeiten nicht nur einem kleinen Kreise von Freunden bekannt waren, so verdienen zwei frühere Erwähnungen ihres Namens im Morgenblatt gerade im Zusammenhang mit der Frage der Verbreitung und Wertschätzung der sogenannten Kleinkunst Beachtung. In dem ohne Angabe des Verfassers erschienenen Bericht «Die erste Kunst-Ausstellung in Stuttgart» (Morgenblatt für gebildete Stände vom 5. Juni 1812, S. 537) findet sich folgende Notiz:

«Mad. Duttenhofer, die durch angeborenes Talent es im Ausschneiden aus freyer Hand bis zur Virtuosität gebracht hat, läßt uns einige äußerst zarte allegorische Arabesken sehen ...»

In dem «S.» (Ludwig Schorn?) gezeichneten Artikel «Kunstausstellung in Stuttgart, im September 1824» (Kunst-Blatt zum Morgenblatt vom 1. November 1824, S. 351) werden ihre Arbeiten stärker hervorgehoben:

«Noch haben wir der schönen in schwarzem Papier ausgeschnittenen Compositionen von *Luisa Duttenhofer* zu gedenken, die zwar als Schattenbilder nur dem Umriß der Gegenstände geben, aber mit solchem Reichthum der Erfindung, und mit so großer Anmuth und Zartheit ausgeführt sind, daß die Phantasie mit Leichtigkeit das Fehlende ersetzt. Mit vorzüglich viel Geschmack und Feinheit sind gewöhnlich auch die Arabesken behandelt, so daß sie in dieser zarten und scharfen Ausführung einen besondern Reiz gewähren<sup>2</sup>.»

1826 errang die Duttenhofer den öffentlichen Beifall Goethes, eine Tatsache, die infolge der

<sup>2</sup> Auf diese und die vorangehende Erwähnung im Morgenblatt machte mich freundlicherweise Herr Museumsdirektor Dr. Werner Fleischhauer aufmerksam.



Abb. 7. Colloquium (gering verkleinert)



Abb. 9. *Selbstbildnis(?) der Künstlerin, einen Kranz flechtend (verkleinert)*

fehlenden Namensnennung mit Ausnahme der Bearbeiter der Schriften zur Kunst in der Sophien-Ausgabe (s. Register) in neuerer Zeit, wie es scheint, niemand bemerkt hat. Im 4. Bande von «Kunst und Alterthum» (2. Stück, S. 49) war seine Übersetzung eines neugriechischen Gedichts, «Charon» betitelt, mitgeteilt worden, «auch S. 165 gezeigt, daß es sich wohl für Darstellung der bildenden Kunst eignen möchte, worauf sodann im Stuttgarter Kunstblatt von 1824 Nr. 6 vom 19. Januar jenes Gedicht sowohl als die Nachschrift abgedruckt zu lesen war, mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der sich geneigt erwies, ihm zugesendete Zeichnungen dieses Gegenstandes nach Weimar zu befördern, auch die, welche für die beste erkannt würde, dem Künstler zu honoriiren und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen». Es wurden nun von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesandt, von deren Verdiensten Goethe gemeinsam mit dem «Kunstfreund» Heinrich Meyer «in aufsteigender Reihe» Bericht gab<sup>3</sup>. Den Preis erhielt nach dieser Beurteilung eine Zeichnung von C. Ley-

<sup>3</sup> Im Kunst-Blatt Nr. 10 und 11 vom 6. Februar 1826 mit «W. K. F.» (i. e. Weimarer Kunstfreunde) gezeichnet. Vgl. E. von dem Hagen: Goethe als Herausgeber von „Kunst und Alterthum“ und seine Mitarbeiter, Berlin 1912, S. 154 ff.

bold. Am Schluß der Betrachtung wird eine von Luise Duttenhofer eingereichte Arbeit gewürdigt:

«An diese hohen ernsten Bemühungen schließt sich wie ein leichtes heiteres Nachspiel ein kleines, in schwarzem Papier artig ausgeschnittenes Bildchen von einer mit Geschmack und Kunstfertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenstand, wie wir beißlich erkennen, als Erscheinung über Wolken dahinziehend gedacht. Charon sitzt auch hier auf einem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor sich hertreibend, die Alten nach sich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder, ein etwas größereres schwebt sogar unter dem Pferde.

Ferner ist sehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zusammt der Erscheinung gleichsam als Brückebogen, über den der Weg führt, zu tragen dient, indessen im Raum darunter ein Röhrbrunnen, an dem die Frauen Wasser holen, hervorströmt. Bei ihnen sitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang aufdeutet; das Nämliche geschieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem sitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieses Kunstwerks sind alle lebhaft bewegt, großen-theils von anmutiger Gebärde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob, denn der Raum ist sehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es versteht sich, daß ein Werk dieser Art engverschränkte Gruppen nicht erlaubt, sondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgesondert zu halten sind.»

Selbst wenn man Goethes Schwäche für Silhouetten – zur bedeutsamsten wurde ihm die der Frau v. Stein, aber er hat ja auch selbst welche gemacht, so 1775 die Wielands und seiner Gattin sowie einer Tochter für Lavater – bedenkt, ist dies Urteil eine höchst willkommene Bestätigung der Wirkung eines «Kunstwerks» der Duttenhofer auf die Zeitgenossen. Aufschlußreich übrigens, wenn A. Kest-



Abb. 10. Johann Friedrich Consbruch, Professor der Medizin, Lehrer Schillers an der Karlsschule (verkleinert)



Abb. 11. Friedrich Haug, der Epigrammatiker, mit einem Faun spielend (verkleinert)

ner von einem Besuch bei Goethe im August 1815 berichtet: «Dann kam die Rede auf Silhouetten und er äußerte sein Bedauern, daß diese ehemals gangbare Art, sich ein Andenken zu geben, so ganz abgekommen sei; denn es wäre doch ein treuer Schatten des Freundes gewesen.» Man kannte bis dahin fast nur die Porträtsilhouette. Die «Arabesken», wie die mit Beiwerk und Ornamenten umgebenen Kompositionen der Duttenhofer in den Ausstellungsberichten genannt werden, sind von ihr erfunden und auf eine Höhe geführt worden, die bis heute unerreicht ist.

Natürlich hat auch die Duttenhofer Porträtsilhouetten in großer Zahl geschnitten. Und hierfür mag es wohl zutreffen, daß sie selbst damit nur einen engen Kreis von Kunstfreunden und vertrauten Menschen erfreuen wollte. Das lag in der Natur der Sache und in der Art begründet, mit der sie – so wunderbar mit dem schwäbischen Sinn für Realitäten begabt – des öfteren mit der Schere ihre Beiträge zur chronique mehr oder weniger scandaleuse entrichtete. Der mitunter moquanten Art,

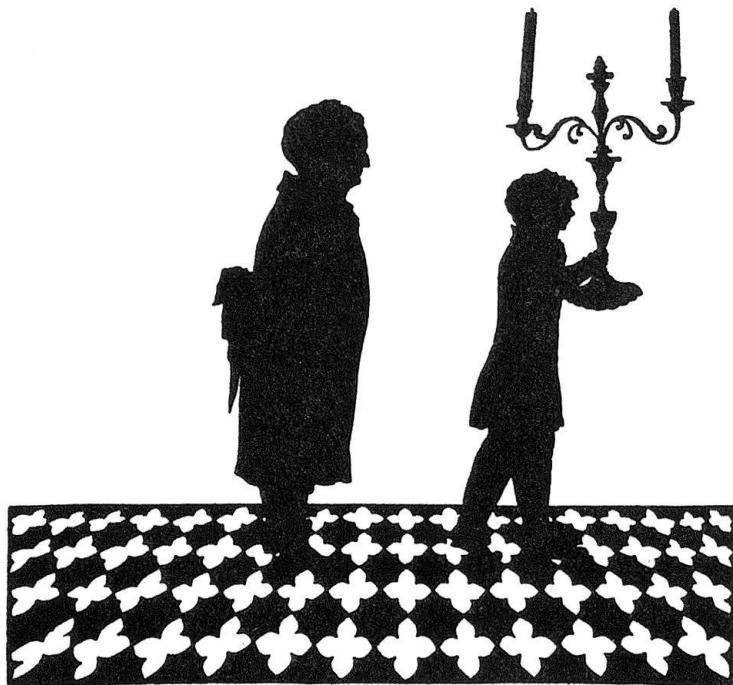
ihre Umwelt unter die Schere zu nehmen, verband sich freilich immer ein liebenswerter Humor, der ebenso natürlich wie geistreich war und ihr die Wertschätzung in jenem Künstler- und Literatenkreise um das Hartmann-Reinbecksche Haus in Stuttgart, bei den Leuten um das Morgenblatt und seinem Begründer Cotta eintrug. In den «Erinnerungen an Joh. Georg August v. Hartmann»<sup>4</sup> (S. 20f.) wird die ganze illustre Gesellschaft aufgezählt:

«Der gesellige Kreis Hartmanns in Stuttgart war lange Zeit einer der interessantesten, die sich denken lassen. Im Antikensaale des Dannecker'schen Hauses versammelte sich alle Abende eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer aus verschiedenen Ständen, deren geistreicher Unterhaltung es nie an Abwechslung und Leben fehlte. Alle ausgezeichneten Fremden wurden hier eingeführt. Dichter wie Jung, Petersen, Weisser, Reinbeck (Hartmanns Schwiegersohn), Lehr, später auch Rückert und Justinus Kerner, Staatsmänner wie Wangenheim, Hartmanns treuer Freund, v. Kerner, ein spezieller Freund und späterer Amts-

<sup>4</sup> «... aus den Mittheilungen seiner Familie zusammengestellt. Mit der Grabrede von G. Schwab.» Stuttgart, 1849. (Wiedergedruckt im Hartmannsbuch, Stuttgart 1878, S. 98f.) Eine veränderte Fassung dieses Berichts enthalten die «Familien-Nachrichten für meine Kinder zur Erinnerung an ihre ehrwürdigen Vorfahren aufgezeichnet» von Mariette Zoepritz geb. Hartmann (der jüngsten Tochter des Geheimrats), Stuttgart 1874 (Steindruck), S. 68f.



Abb. 12. Harpyien (gering verkleinert)



Goethe in Stuttgart 1797.

Abb. 13. Goethe im Rapp'schen Hause (verkleinert)

genosse Hartmanns, Neurath, Ärzte wie Storr und Jäger fanden sich hier bei einem Glase Wein zusammen. Ein Theil dieser Gesellschaft hatte schon früher ein regelmäßiges Kränzchen gebildet, das sich in den Privathäusern versammelte und an dem auch Reinbeck und der geist- und witzreiche Grüneisen Theil nahmen; auch hier wurden Fremde gerne aufgenommen. So hielt Schelling, der Philosoph, im Kreise dieser Gesellschaft während eines Besuches in Stuttgart (um 1809) Privatvorträge, in welchen er sein ganzes System niederlegte.

Später, als der Tod und die verschiedenen Geschicke die einzelnen Glieder dieser Gesellschaft trennte, brachte Hartmann seine Abende am liebsten zu Hause zu, wo sich ein Kreis bildete, dergleichen in unserer Stadt nicht wieder zusammenkommen durfte. Wangenheim, Matthisson, Therese Huber mit ihrer Tochter, Louise v. Herder, Reinbeck, Duttenhofer der Kupferstecher mit seiner Frau, der geistreichen Künstlerin, später die Doktorin Kerner aus Hamburg, der längst der Familie innig befriedete Justinus Kerner mit den Seinen, wenn er Stuttgart besuchte, Schwabs, Lenau bildeten Jahre lang eine vom Geist belebte Gesellschaft, und manche berühmte Männer und sonst interessante Menschen traten in diesen Kreis: Jean Paul, Johanne Schopenhauer, Bonstetten, Tieck, die Dänen Kruse und Oehlenschläger, Baggesen, Heinr. Voß, Martius, Stiglmaier, der Gefangene Dr. Francias, Dr. Rengger aus Aarau, Grüneisen, Wilh. Hauff, Emma v. Niendorf, Gervinus, G. Pfister und manche Andere. (Die zuletzt Genannten hat Luise Duttenhofer nicht mehr unmittelbar erlebt.)

Der zweite Kreis wird auch in «Gustav Schwab's Leben» (erzählt von seinem Sohne Christoph Theodor Schwab, 1883, S. 73) erwähnt:

«Uhland und Schwab verkehrten häufig mit der das Morgenblatt redigierenden Therese Huber, die mit ihrer Tochter, Frau von Herder, bis 1824 in Stuttgart wohnte. Bei ihr brachte Schwab im Sommer 1818 einen Abend mit Jean Paul zu. 1819 zogen die Brüder Boisserée nach Stuttgart und 1828 heirathete der ältere derselben, Sulpiz, Schwab's Cousine, Mathilde Rapp. Von einem Lesekranz, dem Wangenheim und Therese Huber angehört hatten, wurden nach dem Abgang der letzteren Schwab's zur Theilnahme aufgefordert, es gehörten dazu die Familien Hartmann, Reinbeck, Duttenhofer und der Dichter Matthisson, der jedoch bald darauf Stuttgart verließ. Schwab's traten bei und bis zum Jahre 1833 dauerten die regelmäßigen Vereinigungen.»

Die meisten der in diesen Berichten genannten Personen hat Luise Duttenhofer in ihren Schatten so lebendig ausgeschnitten, daß man sich bei ihrer Betrachtung mitten ins schwäbische Biedermeier versetzt glaubt. Entzückend die Keckheit der Künstlerin, auch Goethe, der im Herbst 1797 auf der 3. Schweizerreise als Gast des Rapp'schen Hauses in Stuttgart gewesen war, sich anzueignen. Denn daß sie seine Vorlesung von «Hermann und Dorothea» im Kreise der Ehepaare Dannecker und Rapp miterlebt hätte, ist kaum anzunehmen. Daß ihr kurzbeiniges, schwerhäuptiges Goethebild mit dem leichtfüßigen, nichtsdestoweniger einen überdimensionalen Leuchter tragenden Knaben voran dennoch eine der reizvollsten Darstellungen des Olympiers geworden ist (die ihm leider nie zu Gesicht gekommen sein wird), das weiß, wer je das Original im Schiller-Nationalmuseum betrachtet hat. Schillers Züge kannte sie aus der Danneckerschen Büste. Waren ihr die Klassiker vermutlich nicht von Angesicht vertraut, so ist ihr unter den in Stuttgart lebenden oder länger verweilenden Größen ihrer Generation wohl keine ungeschnittenen entkommen. Vortrefflich gelungen ist neben Haug, Jean Paul, Rückert, Matthisson besonders der junge Stuttgarter Advokat Uhland, der – wie Karl Mayer in «Ludwig Uhland, seine Freunde

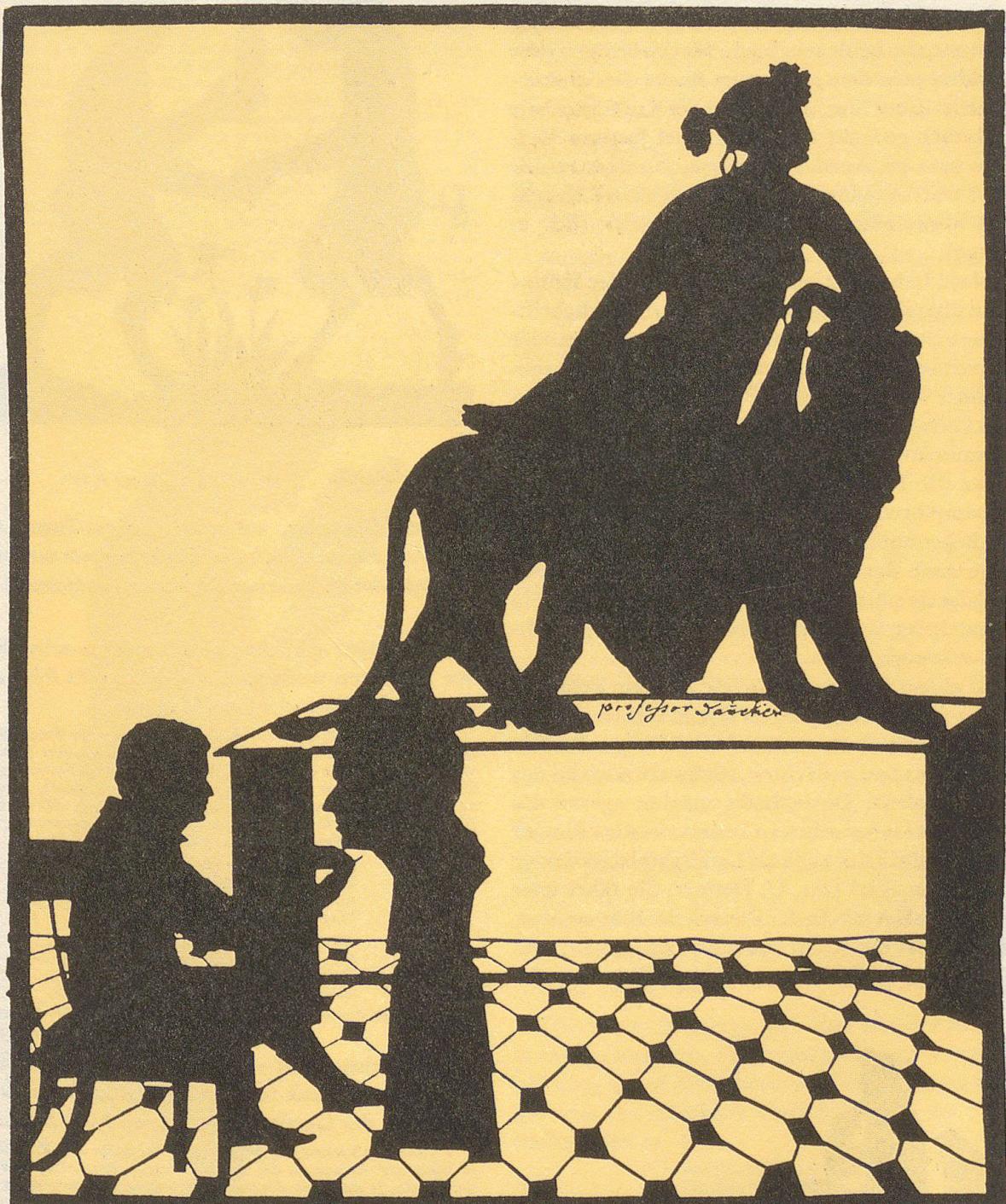


Abb. 14. Heinrich Dannecker bei der Arbeit an der Kolossalbüste Schillers vor der 1814 vollendeten Ariadne auf dem Panther (verkleinert)

und Zeitgenossen», Stuttgart 1867, Bd. 2, S. 30, berichtet – mit dem Kupferstecher Duttenhofer «und seiner gleichfalls hochbegabten Gattin bald in gar freundlichen Verkehr kam». Karl Mayer schätzte also beide sehr hoch. Merkwürdigerweise erwähnt er in dem genannten Buche die Scherenkünstlerin nur hier, während er des Kupferstechers mehrfach gedenkt und einen Brief Justinus Kernes vom 26. April 1846 nennt, «in dem er mir über Duttenhofers durch eine unheilbare Krankheit veranlaßten Selbstmord schrieb» (Bd. 2, S. 197).

Noch haben wir kein einziges Wort der Künstlerin über sich selbst vernommen. An Handschriftlichem ist außer den Namen der Dargestellten oder Verszitaten, die sie unter manche ihrer Scheren schnitte setzte, nur wenig erhalten. Durch einen glücklichen Zufall gerieten mir im Schiller-Nationalmuseum einige Briefe von ihr an Karl Mayer unter die Hände. Sie stammen aus den letzten Lebensjahren der Luise Duttenhofer und enthalten Bekenntnisse, die das Bild dieser eigenwilligen Frau nach der menschlichen Seite hin ergänzen und das sie ständig quälende tragische Bewußtsein mangelnder Entfaltung ihrer ganzen Persönlichkeit erkennen lassen.

In einem undatierten Briefe aus dem Frühjahr 1828 teilt sie zuerst Mayers Gattin mit, sie wollten nun «unsere einst verabredete Eßlinger Parthie ausführen» und gedachten, «Schwabs auch an uns anzuknüpfen». Duttenhofer möchte «gerne die Fabrik im Gange sehen». Gemeint ist die Eßlinger Lackierfabrik des auch als Landtagsabgeordneter bekannten Karl Chr. U. Deffner. Sie fährt fort: «An dieser liegt mir, in der Festzeit der Blütennatur, wenig, aber ein Kreiß von guten Menschen, welchen Kopf und Herz am rechten Fleke sitzt das



Rapp.

Danneker.

Abb. 16. Dannecker, mit seiner Christus-Statue, und Rapp als Faune. Durch die Kindertrumpete verkündet Rapp den Ruhm seines Schwagers (verkleinert)

soll die Feyer erhöhen; o! ich möchte schweben vor Entzücken wenn es uns glückte.» Es folgt auf dem selben Blatt «An Carl Mayer»:

«Grüß Gott! und wenn schon so feindlich mir der Freundliche seine Gedichte verweigerte, so hielt mich doch unser Schwab wehrt sie 8 sage acht Tage zu überlassen, das waren Festmomente für mich und meine Marie [das zweite ihrer 7 Kinder], welcher man es gar nicht ansieht wie warm das Schöne sie oft ergreift. Aber metrisch muß ich Ihnen danken und da machte mir ein guter Freund folgendes worin er meine Idee ausdrückte

Nimm aus meiner Blumenfülle,  
Diesen armen Schattenkranz.  
Alle meine Blumen haben  
Weder Licht, noch Farbenglanz.  
Als die Sonne Deiner Lieder  
Mir durch meine Thränen schien,  
Hat der Glanz des Himmelsbogens  
Farbe diesem Kranz verliehn.

So geht es mit den Illusionen, als er fertig war wars ein – Schatten  
Eurer Luise Duttenhofer.»

Der nächste Brief – «Stuttgart d [!] Mai 1828» – bringt ihren Dank für den Tag in Eßlingen und nun auch der Gattin Mayers einen Ausschnitt:

«Zuerst ihr Lieben den gefühltesten Dank für den Wonnetag in Eßlingen! Es war an der ganzen Parthie nichts Dummes als der Regen, je nun! bey doppeltem Sonnenschein verbrennte die Welt, warum sollte der Mensch bey totalem Glück nicht ver ringert werden. Uns Weiber, muß man, um richtig beurtheilen zu können, in unserm Hause sehen, das wurde mir nun wieder verifizirt, als ich Madame D[effner] sah; eine rüstige tüchtige Hausfrau welche nicht nur den Siz sondern auch die Stimme in ihrem Hauße hat und darum hat ihr ganzes Wesen wohl etwas behaglich würdiges, kurz wenn diese Frau zuweilen mit mir seyn wollte, ich hätte rechte Freude daran. Viele reine Punkte glänzen mir noch von jenem Tage in der Erinnerung und wär' ich Dichter (wie falsch Ihr von mir wähnt) ich tauchte die Feder in die Sonnenstrahlen des jungen Tages und hielt manchen Tropfen der auf der Blume glänzt fest, um als Perlen für Euch Ihr Freunde! sie anzureihen.



Abb. 15. Friedrich Matthisson mit seinem Spitzer  
(stark verkleinert)

Wenn Ihr alle, die wir damals versammelt waren mir, *in meinem Hauße*, das gewähren würdet, so fiele zwar Gegend und Wasser; und Nachen, und schaukelnde träumende Ruhe ab, aber ich wäre so überglücklich daß ich alles durch Freundlichkeit zu ersezten hoffte.

Da schnitt ich unterdessen einen Ihnen gewiß theuren Nahmen aus, und da es billig ist der Frau etwas zu spenden wenn der Mann etwas hat, so bitte ich Sie herzlich das schon früher für Sie bestimmte freundlich aufzunehmen.

Könnt' ich erzählen in gebundner Rede, so würd' ich die Legende von Erfindung des Rosenkranzes recht gerne festhalten, aber ich lernte nicht ordentlich deutsch und darum würde ich Mühe haben, auch freilich kein Dichtertalent! doch da handelte sich es ja nur um Orden und Geist, aber ach Gott! auch da reicht es nicht! – so sollt ihr es wenigstens in Prosa haben. Es war Mitternacht, nachdem Jesu vom Creuz ins Grab gelegt war, als zwey Engel um das Creuz schwebten und über den Querbalken desselben einen dicht gewundnen blühenden rothen Rosenkranz hiengen; Als nun Marie und Maria Magdalene, noch ehe die Sonne aufging, zu Golgatha wandelten um unter dem Creuz zu beten, siehe da! es fielen rothe kleine Thautropfen

von den Rosen, verdichteten sich zu den Kneen der Frauen zu Kügelchen, gleich Rubinen, die grünen Blätter thaten dasselbe und größere Kügelchen gleich Smaragden formten sich, bey den Betenden. Sorgfältig ordneten sie es, da erschien ihnen der Erzengel Raphael welcher sie den Betkranz ordnen lehrte, und so kommt es daß ein reines Gebet nur durch Liebe und Hoffnung sich zu Gott zu erheben vermag.

Wo ich das las? wie ich das erfuhr? ich weiß es nicht! Lebt wohl ihr Guten! wenn ihr euch fragt warum wir nicht früher zusammen kamen? da war ich Schuld denn ich war unglücklich scheu, jetzt habe ich mit Gedult manches zurecht gelegt, und nur der Glückliche kann ja die Hand bieten, ich bin zwar noch nicht ganz fertig, aber doch so, daß ich auch wieder etwas zur Freude beitragen kann. Der Mensch muß durch manche Epochen durch, biß er gelernt hat, zu ertragen, zu lieben, mit Ruhe und geistigem Sinn.

Denkt zuweilen mit Liebe an Eure Louise Duttenhofer»

Auf der letzten Seite des Briefes steht quer über das Blatt:

«Ich hoffte die guten Reinbecks sollten an Himmelfahrt eine Festfahrt zu Euch machen, so hättet Ihr beifolgendes früher bekommen. Gegrüßt von Eurer LD.»

Der nächste Brief, adressiert «An Frau Ober-Justizräthin Mayer geb Trik [Drück] in Waiblingen», stammt vom «10. Junius 1828». Sie bedankt sich für einen Brief und schildert die Überraschung:

«... als ich ... wieder an die Arbeit eilte, da lag der freundliche Brief auf meinem lieben Tischchen; das ist das geometrische Rund wo ich unumschränkten Willen habe, auf und in diesem sind meine Wünsche, All mein Schnen, Lieben und Gram wie in einen treuen verschwiegnen Freund hineingesa[gt; Rand beschädigt!] und an diesem weilten bey mir schon manche gute Menschen. Scherz und Ernst vermischen sich [ein Wort Textverlust] wunderlich und erhellten mir oft den trüben [Anblick?] der Zukunft für mich und die Meiningen, und kein Tag vergeht an dem ich nicht fühlte was Schiller sagt:

Beschäftigung die nie ermattet  
Die immer [!] schafft doch nie zerstört.

Es ist sonderbar, daß wir Menschen welchen wir sehr nahe stehen und die wir herzlich lieben, oft viel lieber eine Unart zeigen als etwas Gutes, so gieng es mir am Sonntag mit W. ich zeigte ihm voll Muthwill eine Hundeschlechte Scizze von Zeichnung, er war zu sehr Diplomat um es infam zu finden, schritt nur ein wenig ein unbehaglich Gesicht und sagte am Ende ganz zierlich, „aber die chinesischen Physiognomien haben sie nicht erreicht“ ...

Ihnen, liebe Frau gebe ich die Klage an Carl, geben Sie es ihm, oder nicht, wie Sie wollen, aber keine Fürbitte für mich. Sein Wille und sein Gemüth leite ihn. Duttenhofer erlaubte, dießmal ohne Spott es Carl senden zu dürfen.

Lebt wohl Ihr lieben Leutchen!  
Warm gegrüßt von Luise D.»

Das Gedicht «Klage. An Carl Mayer» ist eine recht wehmütige Herzensorgeßung, ausgelöst offenbar durch die neuerliche Verweigerung einiger von ihr erbeter Gedichtblätter. An einer Stelle heißt es

«Vielleicht entsezt dich  
Die alte Maske  
Die mich umgibt?»

und auf der letzten Seite des Oktavblattes:

«Geheim zu lesen.  
Es zu bedenken;  
Dann zu verbrennen.  
Und eine frohe  
Botschaft der Freundin!  
LD.»

Aus ihrem nächsten Briefe, vom «28. Junius», geht hervor, daß Karl Mayer, dessen Blumenlieder



Abb. 17. Laut Tagebucheintrag Uhlands entstand dieser Ausschnitt von Duttenhoferin am 25. März 1817



Abb. 18. Therese Huber, 1814–1823 Leiterin des «Morgenblattes» (verkleinert)



Abb. 19. Spielerei (gering verkleinert)

es seiner Kunstfreundin angetan hatten, ihr ein handschriftliches Gedicht geschenkt hat:

„... Vorerst nun meinen warmen Dank für Ihren Brief, für Ihr Lied, welches ich wie ein Heiligthum in mein Büchlein einklebte. Könnte man, in meinen Jahren, Phantasie für Verstand und Fachwerk eintauschen das wäre eine schöne Sache; was soll der Sonnenwarme Genius, in der Vernunftzeit des kalten Erfahrungs Lebens, er gehört den Rosen an ...“

Sie hat sich des öfteren noch bei Karl Mayer das Herz in Versen erleichtert, und er ist ihr dann auch die Antwort nicht schuldig geblieben. Aber sie wollte diesen Dialog in Versen unter keinen Umständen publik werden lassen. In einem «An Dreyeinigkeit, Frühe. 1828» datierten Briefe schreibt sie Mayers:

„... wenn ich mir eure Liebe – die auch wieder mittheilt – und der Menschen sinnliche Oberflächlichkeit denke, oder ihren Spott, oder Sarkasm, des letzten habe ich nur zu viel in meinem Hauße, seht – o wie verkümmert uns doch Erfahrung das Schönste! Darum geb' ich es nicht aus meinen Händen; ich passire, bey aller Unwissenheit und Nichtskennerey doch für eine gelehrte Frau, da setzen die Leute noch wegen ein paar Verse noch die Dichterin hinzu und wo kein Grund ist, da wird das alles zum Spott bey unserm Geschlecht, die Weiber hassen uns, die Männer – wems gnädig geht – verachten und verhöhnen uns. Darum bey allem was uns tief innen bewegt, beym Größten, Schönsten, Herrlichsten, ob Talent, Liebe, Freundschaft,

Nur –

Still daß die Leute (Menschen?) es nicht hören wie alles dieß uns hochbeglückt!

Und wenn an Carl auch eine gebundene Rede von mir kommt, o so soll er es ja niemand sagen. ich bitte! ...“

Erst aus diesen Briefen erfahren wir, wie sehr Luise Duttenhofer unter der Enge der sie umgebenden Konventionen litt. Daß sie sich infolge fehlender Ausbildung als Künstlerin nicht voll auszuwirken, die ersehnte innere Freiheit des schöpferischen Menschen nicht zu erringen vermochte, hat sicherlich zu ihrem frühen Tode im Alter von nur 52 Jahren beigetragen. Was sie aufrecht gehalten hatte, war die tiefe Gläubigkeit der württembergischen Pfarrerstochter, ihre Liebe zu den Kindern, Blumen und Tieren und – ihre kleine scharfe Schere, die sie – je nach ihrer wechselnden Stimmung – mit mütterlicher Liebe und der Innigkeit fraulicher Hingabe, aber auch mit der Laune und dem Einfallsreichtum eines Harlekins zu handhaben wußte. Wie sehr diese bezeichnende schwäbische Polarität ihres Wesens ihren Landsleuten

zu schaffen machte, ist leicht zu erraten – wer sich Blößen gab und auch noch eine Rolle spielen wollte, der konnte sich auf ihren fingerfertigen Spott ganz besonders gefaßt machen.

Aber die Dichter verstanden und liebten sie. Das beruhte auf Gegenseitigkeit: In einem der letzten Briefe an Karl Mayer vor der Reise nach München im November 1828, von dersie im Frühjahr 1829 todkrank zurückkehrte, sagt sie, ihre Dichter seien ihr überall das Liebste.

Kein geringerer als Eduard Mörike hat ihr denn auch das uneingeschränkteste Lob gezollt. In der Nachschrift zu einem Briefe an Wilhelm Hartlaub schreibt er am 25. Mai 1827 aus König:

«Noch eine kleine Beilage ist die schwarze Gruppe, die ich nach einer Silhouette der berühmten Madame *Duttendorfer* in Stuttgart gemacht habe, schnell, aber getreu. Es ist ein sehr lieblicher Gedanke, soll die Versöhnung zweier Kinder allegorisiern, wovon das Eine, das beleidigt hat, sich vor Scham und Reue nicht will trösten lassen. Der Baum scheint eine Olive zu sein. Das Ganze bei so großer Einfachheit – wie alle dergleichen Kompositionen dieser äußerst geistreichen Frau – bewundernswürdig!»

Daß ihm auch die andere Seite ihres Wesens wohlbekannt war, geht aus dem Schluß der folgenden Stelle eines Briefes an die Schwester Klara vom Herbst 1852 aus Stuttgart hervor:

«Die Steuerrätin brachte mir eine große Mappe mit schwarzen Ausschnitten von der berühmten Madame *Duttendorfer* ins Haus – ganz prächtige Sachen, die ich nicht fortlässe, bis Du sie auch gesehen hast. Sie sind so originell, daß ich schon ernstlich daran dachte eine Veröffentlichung in Holzschnitten zu betreiben. Sie war eine intime Freundin der Voßler, auch der Tante Neuffer, die aber später nicht mehr gut auf sie zu sprechen war, allem nach wurde sie durch den satyrischen Humor der Frau verletzt, der sich in jenen Arbeiten sehr stark ausdrückt<sup>5</sup>.»

\*

Die hier wiedergegebenen, zum Teil erstveröffentlichten Scherenschnitte von Luise Duttendorfer stammen aus der Sammlung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach am Neckar.

<sup>5</sup> Die beiden Briefe sind veröffentlicht von F. Seebaß in «Eduard Mörike. Briefe» (S. 89) und «Eduard Mörike. Unveröffentlichte Briefe» (1945, S. 259 f.). Im Herbst 1838 hat Mörike in Stuttgart «ein freundliches Zimmer in der Gerberstraße Nr. 10 bei Herrn Duttendorfer» bezogen (vgl. Brief vom 8. November 38 an Mutter und Schwester; Seebaß, Briefe S. 466).



Abb. 20. Legende, mit besonders reichem Beiwerk in der Randleiste. Während bei den Darstellungen mit wechselnden Mosaikböden Raumwirkung angestrebt wird und die Figuren aufgesetzt sind, ist bei den späteren, mehr flächigen Arbeiten wie dieser Erzählung das Ganze aus einem Stück geschnitten (verkleinert)